

Format de citation

Gierl, Martin: Rezension über: Alberto Cevolini (ed.), *Forgetting Machines: Knowledge Management Evolution in Early Modern Europe*, Leiden, Boston: Brill, 2016, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 45 (2018), 2, S. 362-364, DOI: 10.15463/rec.758966264



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Paula Wheeler Carlos Darstellung der Hugenottenansiedlung in New York sowie Owen Stanwoods Überlegungen zur Bedeutung der Hugenotten bei der Herausbildung europäischer Kolonialreiche.

Es erscheint einerseits wohlfeil, bei einem solchen Unterfangen auf Lücken hinzuweisen, zumal die Herausgeber selbst sich der Tatsache bewusst sind, dass ihre Auswahl nur unvollständig sein kann. Daher konzentrierte sich die Sammlung „on the most recent and promising advances in scholarship“ (5). Andererseits bleiben die Kriterien für die Auswahl der Themen vage. Neben den schon angedeuteten Leerstellen bei der Geschichte der Hugenotten in Frankreich überrascht das weitgehende Fehlen der Ökonomie und der ökonomischen Diskurse. Es stellt sich durchaus die Frage, ob hier nicht ein eigener Beitrag angemessen gewesen wäre. Die politische Theorie wird für das 16. Jahrhundert kompetent behandelt, für das 17. und 18. Jahrhundert fehlt sie fast völlig, obwohl gerade mit der Emigration strukturelle Bedingungen entstanden, die von französischen Zensurmaßnahmen unabhängige Äußerungen ermöglichten – was bekanntlich auch genutzt wurde. Auch hier wäre vielleicht mehr möglich gewesen als die verstreuten Hinweise innerhalb einzelner Beiträge. Gehören, so wäre zu fragen, diese und andere Themenfelder nicht zu jenen, in denen die jüngere Forschung vielversprechende Fortschritte gemacht hat? Zugleich wirken die Beiträge von Böhm und Wheeler Carlo sehr speziell für ein auf Überblick angelegtes Handbuch. Vielleicht bleibt der Band auch etwas zu sehr einer hugenottischen Binnenperspektive verhaftet, indem er auf Beiträge zur Außenwahrnehmung oder zur argumentativen Verwendung der Hugenottengeschichte innerhalb europäischer Debatten und Konfliktlagen verzichtet. Hier hätten sich zweifellos noch Möglichkeiten geboten, das ansonsten gelungene Kompendium abzurunden.

Am Ende sei noch kurz angemerkt, dass die Preispolitik führender Wissenschaftsverlage inzwischen kaum noch nachvollziehbar ist. Mit 229 Euro bewegt sich das Handbuch auf einem Preisniveau, das die private Anschaffung fast ausschließt und selbst kleinere Bibliotheken wohl eher zögern lässt. Als Rezensent erhält man hingegen nur noch einen Print-on-Demand-Abdruck mit simplem Layout, der Aussagen über die Buchgestaltung nicht zulässt.

Ulrich Niggemann, Augsburg

Cevolini, Alberto (Hrsg.), *Forgetting Machines: Knowledge Management Evolution in Early Modern Europe* (Library of the Written Word, 53; The Handpress World, 40), Leiden / Boston 2016, Brill, XI u. 389 S., € 154,00.

Der Sammelband geht auf eine Tagung mit gleichlautendem Titel 2015 an der Università degli Studi di Modena e Reggio Emilia zurück. Alberto Cevolini skizziert in seiner Einleitung die Entwicklung des Exzerpierens und der Notiztechniken respektive der Bewertungen, die sie erfahren haben, von Platons Grummeln über die Gedächtnisverweichlichung qua Notiertem bis zu den „Forgetting Machines“ der materialauslagernden Zettelkästen, die in der Neuzeit auf die bewusstseinsweiternden Loci-Exzerpte folgten – ein Wandel „from consciousness to machines“ (13). Der erste Teil, „Scholarly Practices and the Transformation of Cognitive Habits in the Early Modern Age“, wird von einer Arbeit Tiziano Dorandis über das Notizenmachen in der griechisch-römischen Welt eingeleitet: wie man Anmerkungen (*hypomnēmata*) auf Schreiftafeln (*pugillares*) brachte, Sekretäre benutzte, welche Schreibhardware man hatte (etwa lose Papyrusblätter [gr. *chartion*; lat. *chartula*] und Pergament [gr. *membrānai*; lat. *membranae*]) und wie man die Exzerpte zu Werken umsetzte. Die nächste Arbeit springt ins 16. Jahrhundert. Koji Kuwakino erörtert die Regeln von Lambert Schenkels „De memoria“, in der es um die Frage geht, wie man Sachen – nicht zuletzt die

loci communes in ihren Schemen – mit Hilfe eines geometrisch-architektonischen Vorstellungsmodells memoriert. Helmut Zedelmaier nimmt sich die Handbücher der *ars excerptendi* vor bis zu ihrem Verschwinden im 18. Jahrhundert. Élisabeth Décultot wendet sich der Kunst des Exzerpierens im 18. Jahrhundert zu, der Spannung zwischen Kopie und Genie respektive Originalität mit Beispielen von Lichtenberg bis Jean Paul, denn das Exzerpieren hält „an und für sich vom Meditieren ab“, wie Friedrich Andreas Hallbauer schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts formulierte (125). Richard Yeo erörtert die Positionen der „scientific virtuosi“, beginnend mit Erasmus, Bacon und Hobbes und dann weiter mit Robert Boyle und vor allem John Lockes „New and Easie Method of a Common-Place-Book“ hinsichtlich des Notizenmachens als einem externen Gedächtnis und in Spiegelstrichen, wie Boyle und Locke es nutzten. Alberto Cevolini beschäftigt sich mit der Offenheit und Geschlossenheit von Sekundärgedächtnissen. Die These ist, dass es sich bei der Offenheit des auf die Kollektaneenbücher folgenden Zettelkastens um eine die Geschlossenheit moderner Disziplinen erst ermöglichende, autopoietische Bedingungsnotwendigkeit einer evolutionären Wissensentwicklung handelt (181). Iveta Nakládalová setzt Johann Amos Comenius' Idee der *ars excerptendi* mit dessen pansophischem Wissenskonzept in Verbindung. „Encyclopaedias, Polymatheias, Panepistemonas, Artes Cyclognomicas, Syntaxes, Artis mirabilis, Instaurationes magnas, Transformationes Scientiarum, Theatra Sapientiae humanae, Omniscientias Christianas, Pansophias, Panangias, Panarchias, and many other intituled in the like manner [...]. The purpose of some was to digest into one body all the variety of learning, which is to be found in Libraries onely scattered and intermingled“, wie Comenius treffend schrieb (194). José Aragués Aldaz studiert die *ars excerptendi*, die in Miguel de Salinas „Rhetórica en lengua castellana“ (1541) enthalten ist. Sie ist als Ratgeber für kurzes und knappes Kompilieren entworfen, mit dem mit der „Verbuchung“ des Wissens schon der direkte Zugriff auf die gedruckten Bücher einhergeht.

Fabian Krämer schlägt vor, Albrecht von Hallers Lesepraxis anhand seiner Medizin-Bibliographie „Bibliotheca medica“, der handschriftlichen „Iudicia librorum“ und der Rezensionen in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ zu studieren. Ich vermisse hier den Hinweis sowohl auf ältere Arbeiten wie Georg Theodor Schwarz' „Die systematische Arbeitsweise Albrecht von Hallers“ (1953) als auch auf neuere Forschungsbeiträge wie Miriam Nicolis Arbeit „Les savants et les livres. Autor d'Albrecht von Haller (1708–1777) et Samuel-Auguste Tissot (1728–1797)“ (2013), in der aufseherregend Hallers Wissensrezeption und literarische Produktion verfolgt werden. Michael Stolberg regt die Auswertung medizinischer Notizbücher des 16. und 17. Jahrhunderts an. Mit wenigen Ausnahmen sei das Notizenmachen im medizinischen Bereich nicht untersucht worden (244). Ich hätte hier einen Hinweis auf das ERC-Projekt „Papertechnology – Wege des ärztlichen Wissens: How Physicians Know“ erwartet, etwa auf Volker Hess / Andrew Mendelsohn, Theme Issue Papertechnology: Ein Forschungsinstrument der frühneuzeitlichen Wissenschaft (NTM 21.1) (2013). Auf deren Website sei hier verwiesen.

Ann Blair wendet sich dem Delegieren des Kopierens und Notizenmachens und nicht zuletzt der sich wandelnden Wertschätzung der Autographie zu. Handschriftliches habe in der Frühen Neuzeit einen neuen Stellenwert bekommen, sei nicht in jedem Fall Handwerk und Arbeit wie im Mittelalter geblieben. Wie eine Stimme habe die Handschrift individuelle Qualität, habe schon Erasmus gemeint (270). Blair unterscheidet die Fälle, in denen eigenes respektive dann auch eigenes sauberes Schreiben gefordert war, und die, in denen man das Notieren delegieren konnte, wobei galt: „Eigenes No-

tieren ist das beste Notieren“, wie der Jesuit Jeremias Drexel in seiner „Exzerpierungskunst“ von 1638 vermerkte (279).

Es folgen drei weitere Aufsätze als „Part 2 Appendix: Current Issues in Note-Taking and Card-Indexing Systems“. Der erste von Johannes F. K. Schmidt beschäftigt sich mit Niklas Luhmanns Zettelkasten. Schmidt rekonstruiert genau dessen Aufbau, Entwicklung, Luhmanns Exzerpierungspraxis, das System der Querverweise und die Umsetzung in den fachwissenschaftlichen Texten. Der zweite von Markus Krajewski wirbt für ein von ihm entwickeltes Softwareprogramm. Im letzten Aufsatz macht sich Elena Esposito noch einmal generelle Gedanken über das Exzerpieren und Archivieren von Wissen in systematisierten Wissensrepositorien; seine Funktion habe sich verändert – vom Bewahren der Vergangenheit zur Vorbereitung der Zukunft. Ein soziales Gedächtnis aus strukturiertem, zugänglichem Wissen und zirkulierendem Wissen sei entstanden: „[F]orgetting machines‘ [...] are the mechanism for forgetting of accessible memory and are combined with the corresponding mechanisms of remembering“ (343 f.). Im Ergebnis würde die Vergangenheit erinnert und vergessen zugleich.

Zugegeben: Es geht bei einigen Aufsätzen wenigstens am Rande auch um die Eigenschaften externer Wissenspeicher, und sicher geht es auch um „Knowledge Management“ – wie bei den meisten Dingen, die man so tun kann im Leben. Vor allem aber geht es in Cevolinis Tagungsband, der ein Tagungsband bleibt, auch wenn er die Einzelbeiträge mit „Chapter 1“, „Chapter 2“ usw. durchnummeriert, um das Exzerpieren. Hier liegt der Wert des Buches: Man erfährt komprimiert, was auf diesem Gebiet einschlägig ausgewiesene Kollegen wie Blair, Décultot, Kuwakino, Yeo und Zedelmaier hierzu zu sagen haben. Man erfährt, was man in der Frühen Neuzeit über das Exzerpieren dachte, erhält einen reichen Schatz von Literaturhinweisen und wird immer wieder auf die wissensorganisatorischen Kontexte und gelehrten Praktiken verwiesen, die das Exzerpieren begleiteten und aus denen es hervorgegangen ist: auf den Status quo des Buchdrucks und Bibliothekswesens, auf die unterschiedlichen Erwartungen, die mit dem Notizenmachen verbunden waren, und auf die unterschiedlichen Funktionen des Exzerpierens. Was die eigentliche Praxis des Exzerpierens anbelangt – das Exzerpieren selbst und nicht das Reden über das Exzerpieren – hat der Band weniger zu bieten, spricht jedoch bemerkenswerte Aspekte insbesondere jenseits der Frühen Neuzeit an: so in Dorandis Arbeit über die Antike, in Blairs Arbeit über das Delegieren von Schreibarbeit und vor allem in dem vorzüglichen Beitrag Schmidts zu Luhmanns Exzerpieren.

Martin Gierl, Göttingen

Freist, Dagmar / Susanne Lachenicht (Hrsg.), *Connecting Worlds and People. Early Modern Diasporas*, Abingdon / New York 2017, Routledge, XIII u. 149 S. / graph. Darst., £ 95,00.

Diaspora Studies erfreuen sich seit den 1990er Jahren in den Sozialwissenschaften, aber auch in der Geschichtswissenschaft signifikant wachsender Beliebtheit, was sich an der Zahl der Publikationen sowie der Etablierung einschlägiger Fachzeitschriften wie „Diaspora“ (1991) oder „Diaspora Studies“ (2007) ablesen lässt. Das verstärkte Interesse ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass diasporische Akteure seit geraumer Zeit überwiegend positiv konnotiert werden, nämlich, wie Ruth Mayer treffend resümiert, als „die exemplarischen Weltbürger: mobil, flexibel, offen für neue Kontakte“ (Ruth Mayer, *Diaspora. Eine Einführung*, in: *Diaspora. Eine kritische Begriffsbestimmung*, hrsg. v. ders., Bielefeld 2005, 12).